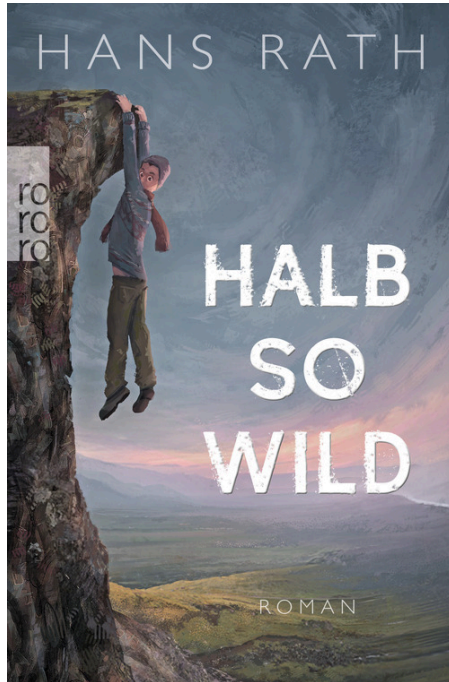


## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29096-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Hans Rath, geboren 1965, studierte Philosophie, Germanistik und Psychologie in Bonn. Er lebt mit seiner Familie in Berlin, wo er unter anderem als Drehbuchautor tätig ist. Zwei Bände seiner Romantrilogie um den Mittvierziger Paul Schubert wurden fürs Kino adaptiert. Seine Bücher aus der Reihe «Und Gott sprach» sind ebenfalls Bestseller.

Hans Rath

**Halb so wild**

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Hamburg bei Reinbek, April 2019

«Saufen nur in Zimmerlautstärke»

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg

Umschlagillustration Peter Bartels

Satz aus der Swift bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 29096 1

# 1

Am Ende sind alle Märchen wahr.

Warum mir ausgerechnet dieser Gedanke durch den Kopf schießt, als ich mit stechenden Brustschmerzen und heftiger Atemnot in die Rabatten des Stadtparks stolpere, ist mir völlig schleierhaft.

Gleichermaßen erschüttert wie verwundert versinke ich in einem Meer aus blauen Hortensien. Der Aufprall fühlt sich an wie ein heftiger Remppler. Ich rieche die trockene Erde und schmecke den aufwirbelnden Staub.

Dann denke ich: Aha, das war es jetzt also. Schluss, aus und vorbei. Ich bin erledigt. Mein Leben endet in einem Hortensienbeet. Was wohl meine Familie sagen wird, wenn sie hört, dass ich so plötzlich den Löffel abgegeben habe?

Sterben ist ein seltsames Gefühl. Außerdem ärgert es mich, dass das wirklich schon alles gewesen sein soll. Ich hatte doch noch so viel vor. Zwar irgendwie nichts Konkretes, aber insgesamt gesehen wollte ich schon noch eine ganze Menge erleben.

Alle, die schon immer gewusst haben, dass man Dinge nicht auf die lange Bank schieben darf, haben also recht behalten. Kunststück, in der Theorie wusste ich das auch. Aber in der Praxis ist es dann doch nicht so einfach, wie es sich anhört. Wer jeden Tag so lebt, als wäre es sein letzter, der ist schneller arbeitslos und pleite, als er *Carpe Diem* sagen kann. Aber jetzt gerade denke ich, dass ich das vielleicht hätte riskieren sollen.

«Hilfe! Hier braucht jemand Hilfe!», höre ich eine aufgelegte Stimme rufen. Sie scheint aus weiter Ferne zu kommen. Vermutlich gehört sie der ebenso jungen wie drahtigen Eisverkäuferin, an deren Stand ich vor einer Minute vorbeispaziert bin. Sie hat meinen Zusammenbruch bestimmt mitbekommen.

Ich habe leider eine Menge guter Gründe für einen Herzinfarkt. Mein Job ist anstrengend, meine Ehe noch sehr viel anstrengender. Ich rauche, und ich trinke regelmäßig Alkohol, treibe aber selten Sport. Und ich werde in wenigen Monaten fünfzig – zumindest war das bis eben noch so geplant.

«Hallo? Können Sie mich hören?» Diesmal fragt eine junge Männerstimme. Es ist wahrscheinlich der Fahrradkuriert, den ich eben habe heranpreschen sehen, ein gertenschlanker Kerl mit Ganzkörperneoprenanzug und Hipsterbart.

Ich merke, dass ich auf den Rücken gedreht werde, und versuche, die Augen zu öffnen, aber es geht nicht. Meine Lider sind schwer wie Blei. Der süßliche Duft der Hortensien steigt mir in die Nase, und ich spüre die Sonne im Gesicht.

«Hören Sie mich? Hallo?» Wieder die Männerstimme, diesmal drängender.

Ich will etwas sagen, doch meine Stimmbänder regen sich ebenso wenig wie meine Augenlider.

In der Ferne ist eine Sirene zu hören. Die Kavallerie ist unterwegs. Hoffentlich ist sie auch meinetwegen ausgerückt. In Berlin hört man ja ständig irgendwo das Jaulen von Sirenen. Könnte auch sein, dass da ein Diplomat eiligst zu einem wichtigen Termin chauffiert wird, während ich hier noch eine Weile auf meine Mitfahrgelegenheit warten muss.

Ist überhaupt schon jemand auf die Idee gekommen, mir einen Krankenwagen zu rufen?

«Er reagiert nicht», höre ich die Männerstimme sagen.

«Ist er etwa tot?», fragt die Frauenstimme besorgt.

«Ich glaube nicht», antwortet die Männerstimme. «Aber wetten würde ich nicht darauf.»

«Vielleicht sollten wir ihm mal den Puls fühlen», sagt die Frauenstimme.

«Gute Idee», erwidert die Männerstimme. «Ich habe nur keine Ahnung, wie man so was macht. Du vielleicht?»

«Echt nicht? Ich hätte jetzt geschworen, du kannst das.»  
Hört sich an, als würde sie mit ihm flirten.

«Sehe ich etwa aus wie 'n Arzt?» Er flirtet ebenfalls. «Ist ja cool.»

«Eher wie 'n Medizinstudent. Ich hätte auf drittes Semester getippt.» Sie bemüht sich, kokett zu klingen.

«Ganz falsch. Ich mache Medieninformatik. Viertes Semester.»

«Echt jetzt?» Sie klingt ehrlich erstaunt. «Ich hab gerade mit Webdesign angefangen.»

«Cool. Was für ein Zufall. Und wo?»

«An der Design Akademie. Und wo bist du?»

«An der TU.»

«Auch sehr cool.»

«Ja. Macht auch großen Spaß.»

Den beiden ist während ihrer Plauderei offenbar entfallen, dass ich immer noch reglos in den Hortensien liege und ein bisschen medizinische Hilfe gebrauchen könnte. Um auf mich aufmerksam zu machen, würde ich gern genervt seufzen, aber auch das ist mir momentan leider nicht möglich.

Vermutlich verbringen in diesem Park auch ein paar gestandene Humanmediziner ihre Mittagspause. Dummerweise war im entscheidenden Moment keiner davon in meiner Nähe. Stattdessen bin ich an zwei Studenten geraten, die zwar das Internet der Zukunft gestalten werden, aber nicht wissen, wo der menschliche Puls sitzt. Tja. Pech gehabt. Immerhin sind die beiden noch nicht auf die Idee gekommen, mich mit ihren Handys zu filmen. Ich möchte auf keinen Fall als «regloser Mann im Hortensienbeet» heute Abend auf Facebook geliked werden.

«Ich funke mal die Zentrale an», entscheidet der Kurier. «Die sollen einen Krankenwagen schicken.» Man hört das Knacken des Funkgerätes.

Irgendwo habe ich mal gelesen, dass der Zeitfaktor bei einem Herzinfarkt eine ganz entscheidende Rolle spielt.

Je schneller jemand Hilfe bekommt, desto größer ist seine Chance, keine bleibenden Schäden davonzutragen. Ich befürchte, diese Information ist leider noch nicht zu meinen Rettern durchgedrungen. Trotz Internet.

«Freddy, bitte kommen. Bist du da?»

«Was geht?», fragt eine Stimme, begleitet von lautem Rauschen.

«Kannst du mal einen Krankenwagen rufen? Ich bin hier im Tiergarten in der Nähe vom Goethedenkmal. Hier ist ein alter Mann umgefallen.»

Ich überhöre die Beleidigung und frage mich, warum mein Retter nicht einfach sein Handy aus der Tasche zieht und direkt einen Krankenwagen ruft. Als angehender Medieninformatiker hat er bestimmt ein schickes Smartphone dabei. Aber ich will mich nicht beklagen. CB-Funk geht natürlich auch. Ich habe schließlich alle Zeit der Welt. Und die leichte Verzögerung bei meiner Rettung wird mich bestimmt nicht viel mehr als sechs bis acht zusätzliche Wochen in der Reha kosten. Also Schwamm drüber.

«Scheiße, Tom! Wieso hängst du noch im Tiergarten rum?», will Freddy wissen. «Du müsstest längst am Potsdamer Platz sein.»

«Mach halblang, Freddy! Ich hänge hier nicht rum. Ich habe doch gesagt, hier ist jemand umgefallen. Da kann ich ja nicht einfach abhauen, oder?»

Freddy überlegt in aller Ruhe, was er mit seinem verspäteten Kurier machen soll. Dann sagt er leicht genervt: «Okay. Rufe ich eben einen Krankenwagen. Aber sobald der da ist, haust du ab. Die haben gesagt, sie brauchen die Lieferung subito. Also hau rein. Over and out.»

Danke, Freddy. Wenn dich eines Tages mal der Sensenmann am Arsch hat, dann wünsche ich dir, dass du auf Menschen triffst, die dir ebenso gern und unkompliziert helfen wie du mir gerade.



«Alles klar. Krankenwagen kommt gleich», höre ich Tom sagen.

Dann ist eine Weile nur das Zwitschern der Vögel zu hören.

Ich stelle mir vor, wie der Kurier und die Eisverkäuferin etwas unschlüssig voreinander stehen. Wenn er sie zu einem Rendezvous einladen will, dann sollte er das meiner Ansicht nach genau jetzt tun. Sobald der Krankenwagen hier ist, wird es hektisch, und dann ist die Gunst der Stunde vorbei.

Tom scheint nicht recht zu wissen, wie er es anstellen soll, denn weiterhin ist nur Vogelgezwitscher zu hören.

«Was ist? Willst du ein Eis?», fragt sie in die Stille. «Ich spendiere uns eins.»

«Coole Idee. Darfst du das denn einfach so?»

«Eigentlich nicht, aber das hier ist ja eine Ausnahme. Und ich finde, wir haben uns ein Eis verdient. Auf den Schreck.»

Ich habe mich zwar auch ein bisschen erschrocken, aber ich gönne den beiden Turteltäubchen natürlich ihr Eis.

Außerdem erlange ich wundersamerweise urplötzlich die Kontrolle über meinen Körper zurück.

Ich öffne die Augen, rolle mich vorsichtig auf die Seite, stütze mich auf den Unterarm und horche in mich hinein. Kein Schwindel, kein Schmerz. Ich fühle mich gut. Wunderbar, denke ich und rappele mich hoch.

Meine Retter schlendern angeregt plaudernd zum Eiswagen.

Ich beuge mich vor, um mir den Staub aus dem Anzug zu klopfen, und stelle dabei mit Unbehagen fest, dass ich gut einen Meter über dem Boden schwebe und langsam, aber konstant an Höhe gewinne. Und als wäre das nicht beunruhigend genug, sehe ich dann noch, dass unter mir mein lebloser Körper in den Hortensien liegt. Ganz offensichtlich bin ich mausetot.

Ob ich schon seit meinem Sturz nicht mehr unter den Lebenden weile oder gerade erst gestorben bin, weiß ich nicht. Jetzt schwebe ich jedenfalls über dem Tierpark und danach vermutlich ins Jenseits. Wenn es stimmt, was man so hört, dann werde ich gleich ein gleißendes Licht sehen, und wenig später wird mein Leben an mir vorüberziehen. Oder umgekehrt.

Wäre ich nicht auf dem Weg ins Jenseits, dann würde ich mich sogar darüber freuen, noch einmal bei Lenas Geburt dabei sein zu dürfen. Dreiundzwanzig Jahre ist das her, und ich glaube, es ist der schönste Moment meines Lebens gewesen. Erstaunlich, dass mich vom glücklichsten Tag meines Erdendaseins fast ein Vierteljahrhundert trennt. Ich werde meine Tochter schmerzlich vermissen und sie mich bestimmt auch. Selbstverständlich wird auch Conny mein plötzliches Ableben treffen, allerdings befürchte ich, dass ihre Wut darüber, dass ich aus dem Leben geschieden bin, ohne das vorher mit ihr abzusprechen, zumindest anfänglich größer ausfallen könnte als die Trauer über den Tod ihres Mannes. Meine Frau hat nicht nur allgemein große Verlustängste, sondern auch sehr spezielle im Bezug auf mich. Kann ich aber verstehen. Eigentlich bin ich sogar schuld daran.

Ich spüre, dass die Geschwindigkeit, mit der ich an Höhe gewinne, langsam zunimmt. Wie bei einem Zug, der erst in Fahrt kommen muss.

Die gute Nachricht lautet, dass man von hier oben einen sehr schönen Blick hat. Die Kehrseite der Medaille ist, dass dies wohl mein letzter Blick auf Berlin sein wird.

Ich kann den Krankenwagen sehen. Wie üblich kriegen es die Berliner Autofahrer nicht hin, eine Gasse zu bilden. Deswegen kommt das Gefährt nur langsam voran. Aber das spielt ohnehin keine Rolle mehr. Hätten meine Retter etwas weniger getrödelte, dann wäre ich zwar noch am Leben, würde aber vielleicht den Rest meiner Tage vor mich hin

vegetieren. Insofern muss ich Tom und der Eisverkäuferin fast dankbar sein, dass sie mir die Zeit gegeben haben, mich vom Acker zu machen.

Der Krankenwagen hat sein Ziel erreicht. Ich kann die herumwuselnden Rettungskräfte sehen, darunter eine Ärztin, die mein Hemd aufreißt und mir dann die Elektroden des Defibrillators auf die Brust drücken will. Sie zögert nur kurz, um meinen Puls zu prüfen.

In genau diesem Augenblick endet meine Himmelfahrt. Fühlt sich an, als würde mich ein starker Sog nach unten ziehen. Verglichen mit dem sanften Schweben von vorhin ist das ein nicht ganz so angenehmes Gefühl. Außerdem lässt mich die Geschwindigkeit, mit der ich zu Boden sinke, einen heftigen Aufprall befürchten. Instinktiv schließe ich die Augen.

Als ich sie wieder öffne, blicke ich in das müde Gesicht der Ärztin, die ich gerade noch von oben gesehen habe. Sie hat harte Züge und schmale Lippen, aber ihre Augen strahlen Herzenswärme aus.

«Können Sie mich hören?», fragt sie.

Ich nicke.

«Wissen Sie, wie Sie heißen?»

Mein Gaumen ist trocken, und ich habe den Geschmack von Blumenerde im Mund. Ich muss schlucken, bevor ich antworten kann. «Adam Schmitt.»

«Wissen Sie, wo Sie sind und was Sie hier vorhatten?»

«Im Tiergarten. Ich wollte was essen und mir die Beine vertreten. Aber dann hatte ich plötzlich Herzschmerzen und bin im Blumenbeet gelandet.»

«Und wie fühlen Sie sich jetzt?»

«Geht so. Ehrlich gesagt ging es mir schon besser.»

«Hatten Sie früher schon mal Probleme mit dem Herzen?»

«Nicht dass ich wüsste.»

Sie legt die Elektroden beiseite und winkt die Sanitäter heran. «Okay. Wir nehmen Sie zur Untersuchung mit ins Krankenhaus. Eine Synkope, also eine plötzliche Ohnmacht, wie sie Ihnen gerade passiert ist, kann alle möglichen Ursachen haben. Das geht von leichtem Kammerflimmern bis hin zum schweren Herzinfarkt. Aber wie dem auch sei, in jedem Fall haben Sie heute das große Los gezogen. Ein überlebter plötzlicher Herztod ist extrem selten.»

«Überlebter plötzlicher Herztod», wiederhole ich ratlos.

«Ja. So nennen wir das, wenn jemand quasi von den Toten zurückkommt», sagt sie bestätigend.

«Ich muss zugeben, ich war ziemlich sicher, dass es mit mir vorbei ist», sage ich. «Wirklich nett von Ihnen, dass Sie mich zurückgeholt haben. Vielen Dank dafür.»

«Oh, das ist nicht mein Verdienst», antwortet sie. «Sie sind ganz allein zurückgekommen. Und das ist äußerst bemerkenswert. Ich kenne solche Fälle aus der Literatur, aber mir selbst ist noch niemand begegnet, der ohne mein Zutun auf halbem Weg ins Jenseits kehrtgemacht hat.»

«Sie glauben aber jetzt nicht, dass das irgendwas zu bedeuten hat, oder?»

Sie muss lachen. «Für solche Fragen bin ich nicht zuständig.»

Während die Sanitäter mich auf eine Krankenliege heben, steckt sich die Ärztin eine Zigarette an. Ich muss mir verkneifen, sie zu fragen, ob sie auch eine für mich hat.

Im Krankenhaus lerne ich Dr. Han-Kim Zhang kennen, einen schmalen Chinesen mit breitem Lächeln und einem angenehmen Naturell. Er stellt sich mir als der leitende Kardiologe vor, und ich bin erfreut, dass er sich die Zeit nimmt, mit mir zu plaudern.

«Ich möchte Ihnen einige Fragen stellen, wenn Sie erlauben.»

«Gern», antworte ich. Vermutlich interessiere ich ihn als medizinisches Phänomen. «Ihre Kollegin hat mir schon gesagt, dass der überlebte plötzliche Herztod extrem selten vorkommt.»

Er nickt. «Rauchen Sie?»

«Manchmal ein paar Zigaretten, manchmal eine ganze Packung, dann wieder tagelang überhaupt nicht.»

«Sind Sie verheiratet?»

«Seit dreiundzwanzig Jahren. Wir haben eine Tochter.»

«Trinken Sie regelmäßige Alkohol, und nehmen Sie Drogen oder Medikamente?»

«Keine Drogen, keine Medikamente», antworte ich. «Aber ich trinke einigermaßen regelmäßige Wein oder auch Bier. Selten harte Sachen.»

«Lieben Sie Ihren Job?»

Gute Frage, denke ich, und antworte: «Mal ja, mal nein. Es kommt darauf an, wen ich gerade in welcher Sache vertrete. Ich bin Anwalt, und manchmal ist der Job eine Gratwanderung.»

«Heißt das, Sie haben beruflich bedingten Stress?»

Ich zucke mit den Schultern. «Nicht mehr als andere Leute auch, würde ich sagen.» Ich frage mich, ob er sich für alle Patienten dermaßen viel Zeit nimmt. Ich habe immer gedacht, Ärzte wären grundsätzlich in Eile.

«Treiben Sie regelmäßige Sport?»

Ich schüttele den Kopf. «Hin und wieder gehe ich spazieren, aber als Sport würde ich das nicht bezeichnen.»

«Lieben Sie Ihre Frau?»

«Was hat denn das mit meinem Herzen zu tun?», frage ich verblüfft.

Dr. Zhang stutzt, dann lacht er laut. «Ist das ein Nein?»

Erst jetzt begreife ich, dass es kein gutes Zeichen für eine Ehe ist, wenn ein Mann die Liebe zu seiner Frau und den Zustand seines Herzens assoziativ nicht unter einen Hut bekommt.

«Wir durchleben gerade eine etwas schwierige Phase», erkläre ich. «Man könnte sagen, wir versuchen unsere Liebe neu zu entdecken.»

«Aha.» Dr. Zhang überlegt. «Aber ist das jetzt ein Ja oder ein Nein?»

«Ich würde sagen, eher ein Ja», erwidere ich. «Sonst würden wir es wahrscheinlich nicht noch einmal miteinander versuchen, oder?»

Dr. Zhang wiegt den Kopf hin und her. Er will etwas erwidern, beschließt dann aber, meine Antwort nicht zu kommentieren.

«Wann haben Sie sich zuletzt eine Auszeit genommen?», fragt er stattdessen. «Ich meine keinen Familienurlaub, sondern ein paar Tage ganz allein ohne Ihren Job und Ihre Liebsten.»

Ich schaue ihn verständnislos an. «Ich glaube, noch nie. Oder zählen auch Spaziergänge?»

Er schüttelt den Kopf. «Eher nicht. Sie sollten überlegen, ob Ihnen so etwas guttun könnte.»

«Okay», sage ich. «Sonst noch was?»

«Haben Sie einen Hund?», fragt er.

«Nein. Wie kommen Sie darauf?»

«Nur so. Es wäre gut, wenn Sie einen Hund hätten», antwortet Dr. Zhang. «Hunde sind gut. Sie könnten Ihren Hund streicheln. Das beruhigt. Hunde gehen auch gern spazieren. Sie könnten mit dem Rauchen aufhören und sich von dem ersparten Geld einen Hund kaufen. Das wäre gut.»

So langsam frage ich mich, wohin dieses Interview führen soll. «Wann wollen Sie mich eigentlich untersuchen?»

Dr. Zhang hebt beschwichtigend die Hand. Seine Geste sagt: Immer mit der Ruhe. Wir sind hier noch lange nicht fertig.

Es ist später Nachmittag, als ich wieder ins Büro komme. Dr. Zhang hat mich nach unserem Gespräch noch ausgie-

big untersucht, um schließlich zu der Erkenntnis zu gelangen, dass meine plötzliche Ohnmacht als idiopathisch bezeichnet werden muss. Übersetzt heißt das, er hat nicht die leiseste Ahnung, warum ich im Park umgefallen bin. Nach Ansicht des freundlichen Chinesen ist mein Herz jedenfalls kerngesund. Einerseits ist das eine beruhigende Nachricht. Andererseits bleibt da trotzdem mein rätselhafter, plötzlicher Herztod. Es wäre einleuchtender gewesen, wenn ich zuerst die Diagnose und dann den Anfall bekommen hätte. Passiert ja häufiger, dass Leute, die mittags noch kerngesund sind, am Nachmittag plötzlich den Löffel abgeben. Aber mittags herztot zu sein und nachmittags kerngesund, finde ich dann doch etwas seltsam.

Dr. Zhang hatte zwar noch ein paar weitere Untersuchungen anzubieten, aber da ich mit einem wichtigen Mandanten verabredet bin, habe ich das Krankenhaus auf eigenes Risiko verlassen.

«Was war denn los? Wo bist du gewesen?» Rainer wirkt genervt.

«Ich hatte einen plötzlichen Herztod», antworte ich. «Hat mir die Mittagspause verhagelt.»

Er ignoriert meine Antwort, wahrscheinlich hält er sie für einen schlechten Scherz. «Göttler wartet schon seit zehn Minuten auf dich.»

Ich bin es gewohnt, von Rainer Ernst ignoriert zu werden. Er ist nicht nur der Sonnenkönig in dieser Kanzlei, sondern auch mein Schwiegervater und ein Patriarch, wie er im Buche steht. Seit Jahren lässt er mich spüren, dass ich seinen hohen Erwartungen weder als Anwalt noch als Schwiegersohn gerecht werde. Das schmerzt an manchen Tagen mehr, an anderen weniger. Heute ist es mir völlig gleichgültig. Wenn man in der Mittagspause kurzzeitig tot war, dann sieht man die Dinge am Nachmittag sehr viel entspannter.

Ich nicke Rainer also freundlich zu und steuere den Konferenzraum an.

Marco Göttler ist sichtlich verärgert darüber, dass ich ihn habe warten lassen. Vermutlich ist er der Meinung, dass ein Mann seines Formats so etwas nicht nötig hat.

«Freut mich sehr, Sie zu sehen», lüge ich und reiche ihm die Hand.

«Wissen Sie eigentlich, warum ich so erfolgreich bin, Dr. Schmitt?» Göttler hat sein Sakko ausgezogen und es über die Lehne des Nachbarstuhls gehängt, damit sein lachsfarbenes Maßhemd besser zur Geltung kommt. «Ich bin vor allem deshalb erfolgreich, weil man sich hundertprozentig auf mich verlassen kann.» Er redet laut und lässt beim Gestikulieren seine goldenen Manschettenknöpfe über die Tischplatte klackern.

«Hat man Ihnen schon Kaffee angeboten?», frage ich.

Er winkt unwirsch ab. Ich gieße mir ein Glas Wasser ein, während er mit seinem Vortrag fortfährt.

«Was sind die drei Säulen des Erfolgs?», fragt er und reckt den Kopf vor wie ein Jagdhund, der Witterung aufgenommen hat.

Ich spare mir eine Antwort, weil ich weiß, dass Göttler sie postwendend selbst geben wird. Er ist ein Verkaufsprofi, und gewisse rhetorische Mittel sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Dazu gehört auch, dass er ständig Fragen stellt, die er gleich darauf selbst beantwortet.

«Verlässlichkeit, Beständigkeit und Pünktlichkeit. Das sind die Säulen des Erfolgs», verkündet Göttler. «Und jetzt kommen Sie, Dr. Schmitt.»

«Sie wollen über Pünktlichkeit reden?», frage ich.

Er macht eine einladende Geste, lehnt sich zufrieden zurück und scheint gespannt darauf zu sein, wie ich meine zehnminütige Verspätung entschuldigen oder zumindest erklären will.

Fragt sich, ob Göttler mich aus pädagogischen Gründen tadelt oder ob es eine psychologische Erklärung dafür gibt.



Vielleicht hat man ihn in der Grundschule zu wenig beachtet, wer weiß.

Die Kanzlei *Dr. Rainer Ernst & Kollegen* stellt Göttler für jede Stunde Beratung 300 Euro in Rechnung. Meine Anwesenheit kostet also fünf Euro pro Minute. Göttlers Firma, ein Finanzvertrieb für Lebensversicherungen, ist angeblich 50 Millionen Euro wert. Er beschwert sich also nicht des Geldes wegen, sondern aus Prinzip. Nicht wenige reiche Menschen sind der festen Meinung, dass man sie immer und überall übervorteilen will. Die einzige Möglichkeit, sie vom Gegenteil zu überzeugen ist es, Ihnen großzügige Geschenke zu machen. Leute, die schon alles haben, finden es nämlich sehr beruhigend, wenn sie immer noch mehr bekommen.

«Ich werde unsere Buchhaltung anweisen, Ihnen den heutigen Termin nicht in Rechnung zu stellen», sage ich. «Ich bin leider eben noch aufgehalten worden, aber Sie sollen wissen, dass es nicht der Stil dieses Hauses ist, unsere wichtigsten Mandanten warten zu lassen.»

Ein Strahlen geht über sein Gesicht. Er hat gerade exakt das gehört, was er hören wollte. Dass er nichts zahlen muss. Dass er einer unserer wichtigsten Mandanten ist. Und dass man Männer wie ihn nicht warten lassen darf.

«Schwamm drüber», sagt er gnädig, und sein sowieso schon leicht gerötetes Gesicht scheint vor Freude noch ein wenig mehr zu leuchten.

Marco Göttler ist also zufrieden. Und ich bin es auch, denn nebenbei wird mein Schwiegervater sich darüber ärgern, dass ich einen kompletten Beratungstermin verschenke, weil ich lächerliche zehn Minuten zu spät gekommen bin. So haben wir alle was davon.

«Was kann ich denn heute für Sie tun, Herr Göttler?», frage ich und lege mir den Schreibblock zurecht.

«Es geht um die von Ihnen entwickelte Lösung meines klitzekleinen Problems», sagt Göttler und wirkt nun nicht mehr ganz so selbstsicher.

«Ja. Was ist damit?», frage ich. «Wir hatten doch alles geklärt, oder?»

«Ich fürchte, so wie wir uns das vorstellen, wird es nicht funktionieren.»

«Weil?», hake ich nach.

«Weil ich Mist gebaut habe», sagt Göttler zerknirscht.

[...]